

The War on Drugs Er hätte den Slogan vom „Krieg gegen Drogen“ nicht gewählt, meint der leitende Beamte der Drug Enforcement Administration, kurz DEA. Kriege seien nämlich einmal zu Ende, jener gegen Drogen jedoch würde niemals aufhören. Nun kann man angesichts der Dokumentation „The War on Drugs“ von Sebastian J.F. aber sehr wohl von einem Krieg sprechen – vor allem, weil die Methoden des US-Militärs etwa in Kolumbien durchaus gezielte kriegsrische Maßnahmen darstellen, vom Besprühen der Kokafelder bis zum Einsatz paramilitärischer Söldner.

In mehreren Kapiteln wird anhand von Archivmaterial, Zahlen und Fakten sowie Interviews der Weg der Droge beispielhaft nachvollzogen, vom Kokaanbau in den kolumbianischen Wäldern bis zum Ort ihrer Bestimmung – den USA, wo durch die strenge Gesetzesauslegung auch reihenweise Unschuldige des Missbrauchs angeklagt und verurteilt werden. Doch die echten Täter beziehungsweise Dealer bekommt man kaum zu sehen, denn „The War on Drugs“ interessiert sich in erster Linie für die vorgebliche Sinnlosigkeit des von der US-Regierung im Jahr 2000 ins Leben gerufenen „Plan Colombia“, für dessen Scheitern und das Aufzeigen von schikanösen Maßnahmen gegen Bürger und Patienten im eigenen Land. Dabei wird „The War on Drugs“ jedoch seine tendenziöse Schlagseite zunehmend zum Problem und, spätestens wenn die afghanischen Taliban im Vergleich zu den US-Invasoren erfolgreich ihre Mohnfelder beseitigen, prekär. Die Kokapflanze würde sich vom amerikanischen Sprühgift am schnellsten erholen, meint ein Kokabauer aus Kolumbien; Hunderte Drogenorganisationen seien nicht zu zählen und nicht zu zerstören, meint ein US-Beamter. Dieser Krieg wird tatsächlich ewig dauern.

MICHAEL PEKLER

Ab 12.10. im Topkino (OmU).